

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o 28.

Siebenter Jahrgang.

11. Juli 1863.

Civoli.

Durch grüne, schattige Kastanienzeilen
Der Stadt entfliehn, den staubig heißen Straßen,
Geschäfte dort und eitle Sorgen lassen,
Um hier ein Stündchen angenehm zu weilen,

Das lieb' ich wohl. Allein es ist bisweilen
Nicht rathsam; weil auf den Terrassen
Die stolzen Schönen gerne Posto fassen,
Ein Opfer suchend ihrer Augen Pfeilen.

Wie fürcht' ich diese glühenden Geschosse!
Und um mich den Gefahren zu entziehen,
Versuch ich seitwärts schleunig zu entfliehen;

Da blizt es gar aus glänzender Carrosse.
Rasch wend' ich mich zurück in die Allee'n,
Vielleicht gelingt es mir hier — sie zu sehen!

Ludwig Jassleib.

Croisilles.

Novellette.

(Fortsetzung.)

Wenn man sich heut zu Tage das Bild eines Geldmannes aus der Zeit vorzeichnet, in welcher diese Geschichte spielt, so pflegt man sich einen enormen Bauch, kurze Beine, eine immense Perrücke, ein breites Angesicht mit Doppellinien zu denken und ist dabei durchaus nicht im Unrechte. Alle Welt weiß, zu welchen Mißbräuchen die Verpachtungen der Staatseinkünfte Anlaß gegeben haben, und ein Naturgesetz scheint es so zu fügen, daß jene Menschen, die nicht nur vom eigenen Müßig gange, sondern auch von der Arbeit Anderer leben, fettleibig werden müssen. Herr Godeau war in dieser Hinsicht ein wahrer, d. h. ein ungemein dicker und wohlgenährter Typus; dabei hatte er eben einen Anfall von Gicht, welche Krankheit damals so in der Mode war, wie es gegenwärtig die Migraine ist. Auf einem Sopha ausgestreckt, pflegte er mit halb geschlossenen Augen behaglicher Ruhe. Die an allen Wänden des Gemaches angebrachten großen Spiegel reflectirten in majestätischer Weise das Bild seiner stattlichen Person; Geldsäcke lasteten schwer auf dem vor ihm liegenden Tische; der Hausrath, das Gefäßelwerk, die Thürschlösser, der Kamin und der Plafond strahlten von Goldverzierungen; sein Kleid war mit Goldtreppen und Sticken besetzt, und fast konnte man annehmen, daß das kostbare Metall bis zu seinem Gehirn gelangt sei. Er berechnete

eben die Resultate einer kleinen Geschäftsangelegenheit, die ihm mindestens Tausende einbringen mußte; still vergnügt lächelte er vor sich hin, als Croisilles gemeldet wurde, der mit bescheidenem, aber entschlossenem Wesen eintrat und dessen in Unordnung gerathener Anzug recht gut für einen Menschen paßte, der noch vor wenigen Augenblicken sich zu ertränken Willens gewesen war.

Herr Godeau war ob des unerwarteten Besuches einigermaßen befremdet; er glaubte, seine Tochter müsse im Laden des Goldschmieds irgend einen Einkauf gemacht haben, in welchem Gedanken er noch bestärkt wurde, als sie fast gleichzeitig mit dem jungen Menschen ins Zimmer trat. Mit einem Wink forderte er Croisilles auf, sein Begehrt kund zu geben, wies ihm aber dabei keinen Sitz an, um sich niederzulassen.

Das Fräulein setzte sich und Croisilles ließ sich stehend ungefähr folgendermaßen vernehmen:

„Mein Herr, mein Vater hat so eben fallirt. Der Bankrott eines Geschäftsfreundes hat ihn zur Einstellung der eigenen Zahlungen genöthigt; er wollte nicht Zeuge der eigenen Schmach sein und entfloh nach Amerika, nachdem er seinen Gläubigern Alles, worüber er verfügen konnte, überlassen hatte. Ich war während dieser Vorgänge abwesend; ich bin eben angekommen und erst seit zwei Stunden in Kenntniß von dem Vorgefallenen. Ich besitze nicht das geringste Vermögen und bin entschlossen, zu sterben. Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich, wenn ich von hier fortgehe, mich in die See werfen. Ich hätte es sogar bereits gethan, würde nicht der Zufall mich Ihr Fräulein Tochter so eben auf der Straße haben erblicken lassen. Ich liebe Ihre Tochter von ganzem Herzen; ich liebe sie bereits seit zwei Jahren und habe bis jetzt geschwiegen, weil die Ehrerbietung, die ich ihr schulde, mir den Mund verschlossen hatte; wenn ich mich nun heute ausspreche, so komme ich nur einer unaußweichlichen Pflicht nach; ich meine, es wäre ein Verbrechen, wenn ich, bevor ich in den Tod gehe, Sie nicht frage, ob Sie nicht wollen, daß ich Fräulein Julie heirate. Ich habe nicht die mindeste Hoffnung, daß Sie meine Bewerbung freundlich aufnehmen werden: nichtsdestoweniger mußte ich jedoch mit derselben hervortreten, denn ich habe Ehre im Leibe, und wenn ein Ehrenmann in jene Tiefe des Unglücks gerathen ist, in welcher ihm alle Aussichten entwinden, muß er, ehe er seinem Leben ein Ende macht, das Verbrechen des Selbstmordes damit mildern, daß er nach jedem Behelfe greift, ehe er jenen letzten Schritt macht, der kein Umkehren gestattet.“

Beim Beginne dieser Ansprache hatte Herr Godeau gemeint, der junge Mensch komme, um eine Geldanleihe zu machen, weswegen er küglich die Geldsäcke mit seinem Schnupftuch bedeckte, um anständiger Weise die Bitte abschlägig bescheiden zu können. Als aber Croisilles zu Ende gekommen war, konnte er nicht umhin, ihn für vollständig verrückt zu halten. Einen Augenblick lang dachte er daran, nach seinen Leuten zu rufen und dem Wahnwitzigen die Thüre weisen zu lassen; er wurde jedoch andern Sinnes und bemitleidete eine Verrücktheit, die in so ruhiger Form auftrat. Er begnügte sich daher, seine Tochter anzuweisen, sich auf ihr Zimmer zu begeben, damit sie nicht länger derartig ungeziemende Dinge anhören müsse.

Bei der Rede Croisilles war Fräulein Godeau roth wie ein reifer Pfirsich geworden. Dem Befehle ihres Vaters nachkommend, zog sie sich zurück. Die tiefe Verneigung des jungen Mannes schien sie gar nicht bemerkt zu haben. Als Godeau mit Croisilles allein war, hustete er, stand auf, ließ sich sodann wieder in seinen Lehnstuhl zurückfallen und sagte sodann mit anscheinend väterlichem Wesen:

„Mein Junge, ich will recht gern glauben, daß Du Dir keinen Scherz mit mir erlaubst und allen Ernstes verrückt geworden bist. Ich entschuldige Deinen Schritt und werde Dir seiner Tölpelhaftigkeit halber nicht grollen. Es thut mir leid, daß der arme Teufel, Dein Vater, fallirt und sich aus dem Staube gemacht hat; es ist das eine sehr traurige Geschichte und ich begreife, daß Du den Kopf darüber verloren hast. Auch will ich recht gern etwas für Dich thun, nimm Dir einmal den Schämel dort und setze Dich nieder.“

„Das wäre ganz vergebliche Mühe,“ antwortete Croisilles; „Sie haben meine Bewerbung abschlägig beschieden und so erübrigt mir nur, Abschied von Ihnen zu nehmen. Ich wünsche Ihnen Alles nur irgendwie erdenkliche Wohlergehen.“

„Und wo willst Du denn hingehen?“

„Zunächst werde ich meinem Vater schreiben und ihm ein Liebeswohl sagen.“

„Höre, Junge, Du sagst das in einem Tone, als wenn Du wirklich Hand an Dich legen wolltest.“

„Das will ich auch und werde es thun, es wäre denn, daß mir im entscheidenden Augenblicke der Muth entginge.“

„Wie man nur so albern sein kann. Setze Dich nieder, sage ich Dir nun zum zweiten Mal und höre mich an.“

Herr Godeau hatte eben in ganz richtiger Weise erwogen, daß es ihm sehr unangenehm sein würde, die Leute behaupten zu hören, der junge Mensch habe sich gleich, nachdem er bei ihm gewesen, ins Wasser gestürzt. Darum räusperte er sich neuerdings, langte nach der Dose, sah zerstreuten Blickes auf den Spitzenstreif an seinem Hemd und eröffnete das Gespräch in folgender Weise:

„Du bist,“ begann Herr Godeau, „ein Narr und ein Kind; Du weißt nicht, was Du sprichst. Zunächst bist Du ruiniert, und wer sich in solcher Lage befindet, muß fragen, was er nun weiter in der Welt anfangen werde. Darum hätte ich es auch ganz natürlich gefunden, wenn Du einen guten

Rath von mir verlangt haben würdest; Du begehrt aber ganz Anderes; Du bist in meine Tochter verliebt und . . .“

„Ja, Herr Godeau, das bin ich und nichtsdestoweniger weit entfernt, mich der Hoffnung hinzugeben, daß Sie mir die Hand des Fräuleins bewilligen werden; da aber nur diese Bewilligung mich hindern kann, so werden Sie, wenn Sie an Gott glauben, woran ich nicht im mindesten zweifle, den Grund meines Hierherkommens zu würdigen wissen.“

„Ob ich an Gott glaube, oder nicht glaube, geht Dich nichts an, und ich liebe es überhaupt nicht, daß man Gewissensfragen an mich richtet; beantworte Du jezt meine Fragen: wo hast Du meine Tochter zu sehen Gelegenheit gehabt?“

„Im Laden meines Vaters und hier im Hause, wenn ich Schmudjachen für das Fräulein Julie brachte.“

„Wer hat Dir denn gesagt, daß sie Julie heißt? Da möge ein Anderer klug daraus werden. Ob sie aber nun Julie oder Rosalie heißt, so muß ich Dich doch vor Allem fragen, ob Du auch weißt, was dazu gehört, um auf die Hand der Tochter eines Generalpächters reflectiren zu dürfen?“

„Nein, das weiß ich nicht, falls es nicht etwa nothwendig ist, es ihr an Reichthum gleichthun zu können.“

„Nein, mein Lieber, ein Anderes ist erforderlich; man muß einen Namen haben.“

„Einen Namen? Mein Name ist Croisilles.“

„Armer Junge! Er heißt Croisilles! Ist Croisilles auch ein Name?“

„Auf Ehre und Gewissen; er klingt ganz so gut, wie Godeau.“

„Du bist ein frecher Bursche und sollst mir für Deine Redheit büßen müssen.“

„Ach, Herr Godeau, werden Sie nicht böse; ich denke wahrhaftig nicht im entferntesten daran, Sie beleidigen zu wollen. Habe ich es überdies unwillkürlich gethan, so wird die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße folgen, da ich mich, gleich nachdem ich dieses Haus verlassen haben werde, ertränken will.“

Obwohl Herr Godeau sich vorgenommen hatte, Croisilles in der sanftesten Weise fortzuschicken, um nur jeden Scandal zu vermeiden, so konnte seine Besonnenheit doch der Beleidigung seines Stolzes nicht die Spitze bieten; das Gespräch, zu dem er sich herbeigelassen hatte, kam ihm jezt als etwas ganz Ungeheuerliches vor; er beschloß, der Sache sofort um jeden Preis ein Ende zu machen.

„Höre einmal,“ sagte der fast außer sich gerathene Mann, „Du bist noch nicht so ganz geirrvorbraunt, um nicht auf ein vernünftiges Wort hören und es begreifen zu können. Bist Du reich? Nein. Bist Du von vornehmer Geburt? Nein. Welcher Wahnwitz hat Dich also hieher geführt? Du trittst mir keck entgegen und glaubst, damit einen Staatsstreich ausgeführt zu haben, weißt aber auch ganz gut, daß dieser Streich zu nichts führen kann, und willst mich doch durch Deinen Tod verantwortlich machen. Hast Du etwa Veranlassung, Dich über mich zu beklagen? Bin ich Deinem Vater etwas schuldig geblieben? Ist es meine Schuld, wenn es so weit mit Dir gekommen ist? Du lieber Himmel, es thut nicht noth, so viel

Federlebens zu machen. Wer Lust hat, seinen Schmerzen im Wasser ein Ende zu machen, der ertränke sich, aber lasse die Leute in Ruhe."

"Ich will Beides sofort thun und habe die Ehre, Ihnen mein Compliment zu machen."

"He! he! Nur noch einen Augenblick Geduld. Es soll Niemand sagen können, Du habest Dich vergeblich an mich gewendet. Da, mein Junge, nimm diese vier Goldstücke; lasse Dir auch in der Küche etwas zum Essen geben und komme mir dann nicht mehr vor die Augen."

"Danke schön, ich habe keinen Hunger und wüßte auch nicht, was ich mit Ihrem Gelde anfangen sollte."

Er verließ das Zimmer. Der Geldmann hatte die Stimme seines Gewissens durch das eben gemachte Anerbieten völlig beschwichtigt; er lehnte sich neuerdings bequem auf sein Sopha zurück und überließ sich seinen Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Polinnen.

Man hat die Bemerkung gemacht, jedoch die ihr zukommende Bedeutung nicht gewürdigt, daß bei den germanischen Völkern der Mann der Frau überlegen ist, daß bei den romanischen Völkern sich beide geistig gleich stehen, und daß bei den Slaven die Frauen den Männern überlegen sind. Ich discutire hier nicht den Werth der beiden ersten Sätze, aber ich halte den letzten, von dem ich mich selbst habe überzeugen können, aufrecht, sagt Schedo-Terroti in seinem Werke „die polnische Frage.“ Die polnische Dame ist dem Manne überlegen, und zwar weit überlegen. Die Polin gibt niemals ihre Souveränität auf, gleichviel ob sie tugendhaft oder leichtsinnig, ob sie ein Engel oder ein Teufel ist; sie übt fortwährend einen unwiderstehlichen Einfluß auf die Männer, welche sie umgeben, welcher Klasse der Gesellschaft sie auch angehören. — Zuerst und vor allem andern ist die Polin eine glühende Katholikin. Ihr Glaube ist aufrichtig, ihre Frömmigkeit von gutem Gepräge. Auch hat sie volles Vertrauen zu ihrem Beichtvater; auf ihn hört sie, ihm folgt sie blindlings, er ist der einzige Mann, den sie nicht zu beherrschen versucht, und dem sie Einfluß auf sich gestattet. Nach, ich möchte sogar sagen, neben ihre religiöse Anbacht stellt die Polin ihre patriotischen Gefühle. Die Hoffnung des endlichen Triumphes der Sache Polens, die Idee der Macht und des Ruhms, wozu sich einst Polen erheben wird, bilden eben so viele Glaubensartikel, an welche nicht zu glauben sie sich vorwerfen würde. — In der Hoffnung, daß Polen, sobald es seine Macht zurückerobert hat, als Apostel des wahren Glaubens mit aller Macht für die Verbreitung und den wohlthätigen Einfluß der heiligen römisch-katholischen Kirche wirken wird, predigt sie gegen die Moskowiter, fanatisirt sie die Jugend, treibt sie zur Insurrection. Auf diese Weise kräftigen und ergänzen sich gegenseitig diese beiden Ideen des polnischen Vaterlandes und des katholischen Cultus, gehen endlich in einander über, und bilden zuletzt nur ein und dasselbe Verlangen, ein und dasselbe geliebte und angebetete Bild, das Bild des freien, ruhmreichen und gläubigen Polens. Auch die Polin ist trotz ihrer unbestreitbaren Ueberlegenheit einem gemeinsamen Gesetz unterworfen, welches die Auffassung des Weibes bestimmt und welches aus seinem Wesen selbst hervorgeht, dem Gesetz nämlich, daß die Einbildungskraft das Urtheil beherrscht, daß sie den Gesetzen des Herzens mehr, als denen der Vernunft gehorcht. Ernstliches Nachdenken ermüdet sie und ist ihr zuwider; daher schreitet sie in den Beweisführungen auch nur springend und hüpfend voran, und setzt ohne Zusammenhang den Gründen Autoritäten, und den Beweisen Behauptungen entgegen.

Mehr poetisch, als logisch, mischt sie Leidenschaft in alles, sieht nur die poetische Seite der Dinge, und hat rücksichtlich der historischen Ereignisse nur Sinn und Neigung für dramatische Effecte: den Tod der Lucretia, die Thaten des Richard Löwenherz, den 18. Brumaire, die Landung Garibaldi's. Wenn sie sich mit Politik beschäftigt — und in Polen habe ich nicht eine einzige kennen gelernt, die es nicht that — so macht sie auch diese mit dem Herzen und der Einbildungskraft. — Sie bedient sich wohl der dem Wörterbuch der modernsten Publicisten entlehnten Ausdrücke, wenn sie von der Freiheit, von dem Recht der Nationalitäten und volksthümlichen Einrichtungen spricht, aber alle diese Worte haben ihre Bedeutung geändert, und bezeichnen bei ihr etwas ganz Anderes, als man gewöhnlich darunter versteht.

Tragt eine polnische Dame, ob sie für ihr Vaterland das Schicksal Belgiens möchte, ob ihr Patriotismus befriedigt wäre, wenn sie Polen an der Spitze der freien und civilisirten Nationen, ja wenn sie es dieselben selbst übertreffen sähe in den Wissenschaften, Künsten, in der Industrie — unter der Voraussetzung jedoch, daß dieser ganz friedliche Ruhm, dieser bloß moralische Vorrang die Bedingung in sich schloße, für immer auf jede Idee an materielle Herrschaft, auf jeden Gedanken an Eroberung und an den auf den Schlachtfeldern zu erringenden Ruhm zu verzichten? Seien Sie gewiß, nicht Eine würde dieß annehmen, so wenig entspricht dieses Bild eines geistigen, aber arbeitsvollen Lebens, einer friedlichen, aber einsörmigen Existenz dem Ideal, welches sie verfolgt, den Wünschen, welche sie für sich bildet; denn unter den charakteristischen Zügen, welche die Art zu urtheilen bei den Frauen an sich trägt, haben wir einen der wichtigsten vergessen, die Neigung, die Fragen zu personificiren und sich mit den Gegenständen ihrer Sympathie zu identificiren.

Die Nachmittagsgewitter in den Alpen.

Wer die schönen Hochgebirge unseres Welttheils bereist hat, der klagt auch über die Unbeständigkeit des Wetters, die dort während der Sommermonate herrscht. Die gewöhnlichen Regeln, nach denen man das Wetter voranzubestimmen pflegt, haben in den Alpen ihre Geltung verloren. Der Morgen ist rein und klar, die Luft weht kräftig und erfrischend aus Osten, aber am Mittag hat ein Berg eine Wolkenhaube aufgesetzt, die anderen machen es ihm nach und zwischen zwei und vier Uhr Nachmittags tobt ein Gewitter, dessen Schläge, von Gipfel zu Gipfel zurückgeworfen, betäubend rollen. Diese Erscheinung ist ebenso natürlich, wie sie den Reisenden unangenehm ist. Je höher die Sonne steigt und je stärker sie die Thäler erwärmt, um so mehr heiße und folglich leichte Luft steigt aus diesen empor. Wäre dieser aufsteigende Luftstrom trocken, so entstände kein Regen, aber er ist nicht trocken, da er sich nicht senkrecht erhebt, sondern bei seiner Aufwärtsbewegung den Abhängen folgt, die ihm von ihrer Feuchtigkeit mittheilen. Hier pflegen Wälder zu sein, deren Wasserausdünstung bedeutender ist, als die der Wiesen und Felder in den Thälern. Kommt nun der aufsteigende Luftstrom in der Höhe an, wo er sich mit der dortigen kältern und schwereren Luft vermischt, so verdichten sich die Wasserdämpfe, die er mit sich führt, zu Nebelbläschen. Es bildet sich eine Wolke, wie der Gergang in den „Mittheilungen des österreichischen Alpenvereins“ (Wien, Braunnüller) geschildert wird. Dieser glänzende Wolkenball, von den Naturforschern als Haufenwolke oder Cumulus bezeichnet, steht scheinbar unbeweglich am Himmel oder hängt still an einer Bergspitze. In der That schwimmt sie auf der aufsteigenden Luftsäule, wird von ihr getragen und bewegt und verändert sich

beständig. Da im Sommer die stärkste Hitze in den Stunden nach Mittag eintritt, die aufsteigende Luftbewegung mithin dann am lebhaftesten ist, so spielt in diesen Stunden die Verdichtung der Nebelbläschen am meisten und die Hausenwolken wachsen zu ausgedehnten Massen an. In den immer dunkler anschwellenden Wolken brütet ein Gewitterherd. Die Kuppen der Hausenwolken verflachen sich und mit außerordentlicher Schnelligkeit ist eine Wolkendecke über den Himmel ausgebreitet. Man sieht erst einzelne graue Streifen, dann dunkle Regensäulen niedergehen und alsbald beginnt auch der Donner zu rollen. Die Nachmittagsgewitter verweilen über dem Ort ihrer Entstehung und entladen sich nur über einigen Thälern und Gebirgsthälen. Der Grund liegt in derselben Ruhe der Atmosphäre, welche die Bildung der Hausenwolken begünstigt. Die Gewitter haben auch keine lange Dauer. Nach einer oder zwei Stunden rollt der Donner schon in längeren Pausen; der dunkle Regenschleier, der die Berge verhüllte, löst sich wieder in einzelne Streifen auf, bald erscheinen die Gipfel in dem tiefen feuchten Blau, das sie am Morgen den Blicken zeigten. Am nächsten Tage wiederholt sich die Gewitterbildung, wenn der Morgen auch noch so schön ist. Manche Gegenden, z. B. das schöne Salzkammergut, gelten dafür, in der Sommerszeit jeden Tag ihr Gewitter zu haben, doch ist die Sache nicht ganz so schlimm. Zuweilen, wenn die aufsteigende Luftsäule nur einen geringen Grad von Feuchtigkeit hat, lösen sich die durch sie entstehenden Hausenwolken oben in der Luft auf, oder senken sich nach und nach zu den Thälern nieder, wo sie zergehen.

Das Leuchten der Augen.

Man hat das Leuchten der Augen besonders an einigen Raubthieren, so namentlich an den Katzen, aber auch an Hunden, Kaninchen, Schafen, Pferden u. s. w., und unter den Menschen bei den Albino's oder Kakerlaken beobachtet. Ganz irrtümlich hat man bisher geglaubt und Viele glauben es noch, daß eine Lichterzeugung im Auge die Ursache sei. Es beruht aber das Leuchten der Augen vielmehr darauf, daß ein Theil der in das Auge von Außen einfallenden Lichtstrahlen von der Netzhaut wieder nach Außen zurückgeworfen wird. Für gewöhnlich nehmen wir diese Lichtstrahlen nicht wahr, unter begünstigenden Verhältnissen aber gelangen sie in unser Auge und bewirken das Leuchten des beobachteten Auges. Bei Abschluß allen Lichtes in einem vollkommen dunklen Raume leuchtet kein Auge. Das Leuchten der Augen wird besonders durch den Pigmentmangel des Auges bedingt; so findet sich bei den Augen der Thiere, welche leuchten, in der Aderhaut eine pigmentlose, glänzende Stelle, das Tapetum; bei den Albino's fehlt das Pigment in der Aderhaut gänzlich, und hier tritt auch das Leuchten am stärksten auf. Menschen, deren Augen leuchten, haben niemals die Empfindung von diesem Lichte, sie können daselbe auch keineswegs willkürlich hervorbringen und ebenso wenig haben, wie man oft fabelt, Gemüthsbewegungen irgend welchen Einfluß darauf. Die Untersuchungen der neuern Zeit über das Leuchten der Augen haben zur Erfindung des Augenspiegels geführt, eines Instrumentes, welches in der Augenheilkunde dieselben Revolutionen hervorgebracht hat, wie die exacte physikalische Untersuchungsmethode in der gesammten Krankheitslehre. Mittels des Augenspiegels ist es uns möglich, nicht nur den Hintergrund des Auges eines Menschen, der uns für gewöhnlich dunkel erscheint, zu beleuchten, sondern auch die im hintern Abschnitte des Augapfels befindlichen Theile, Nervenhaut, Aderhaut u. s. w. deutlich wahrzunehmen.

Theorie der Fäulniß.

In der Sitzung der französischen Academie der Wissenschaften vom 29. Juni hat der bekannte Chemiker Herr Pasteur sehr interessante Ergebnisse seiner Beobachtung über die Fäulniß organischer Substanzen mitgetheilt. Er hat gefunden, daß die unter dem Namen „Vibrionen“ bekannten Infusorien, deren Ehrenberg sechs verschiedene Species beschreibt, der hauptsächlichste Gährstoff für die Fäulniß sind; er hat ferner erkannt, daß diese Vibrionen ohne freies Sauerstoffgas leben können, ja, daß sie sogar zu Grunde gehen, wenn sie in Verührung mit diesem Gase kommen. Wenn nun aber eine Flüssigkeit in Fäulniß übergeht, welches im günstigsten Falle etwa nach 24 Stunden äußerlich sichtbar wird, so bildet sich zuvörderst eine Menge Infusorien von der kleinsten Art, vorzugsweise *Monas* *Crepusculum* und *Bacterium Termo*. Diese kleinen Wesen nehmen allen Sauerstoff, welcher in der Flüssigkeit enthalten ist, auf, und wenn dieser, bei verschlossenen Gefäßen, völlig verzehrt ist, sinken sie zu Boden und nun erst treten die Vibrionen, welche keines Sauerstoffes zum Leben bedürfen, auf. Wenn die Fäulniß in offenen Gefäßen vor sich geht, so findet nur der eine Unterschied Statt, daß sich fortwährend auf Kosten des beständig neu zutretenden Sauerstoffes Monaden und Bacterien bilden, welche, die Flüssigkeit bedeckend, stets die in derselben lebenden Vibrionen beschützen. Daher kommt es denn, daß gerade in offenen Gefäßen die Fäulniß bei Weitem schneller und energischer vor sich geht.

Epigrammatisches.

Politik — bringt selten Glück,
Poesie — sättigt nie! —
„Was soll ich denn Bess'res treiben?“ —
Wechsel schreiben.

Den Meisten auch ihr Herz versteint,
Wenn erst ihr Herz sich ausgeweint.

Du findest auch den Teufel schön,
Wenn er dich zärtlich angeheint.

Nimm Pater Kummer dich in's Gebet,
Dann lernst du, wie's mit deinem Glauben steht.

„Wie habt Ihr Euch gestern amüßet
In Eurem Club?“ — Auf's Allerbeste;
Es wurden uns Leute von Auf servirt,
Die wir verpeißt bis auf die Reste.

Literatur.

Das uns vorliegende 9. Heft vom III. Bande des vom österreichischen Lloyd herausgegebenen „Illustrierten Familienbuches“ enthält eben so viel des Interessanten und poetisch Werthvollen, als des wissenschaftlich Gebiengen. Gleich im Anfange der erwähnten Lieferung begegnen wir einem allerliebsten Gedicht, „Ein Traum“ von R. Kuttalet, dem wir keineswegs Uebles nachzusagen denken, wenn wir eine nicht geringe Wahlverwandtschaft mit der Heine'schen Muse bei dem Dichter bemerken. Die gelungene Erzählung „Bräuerhöge“ von Heinrich Smidt, welche, je mehr sie dem Ausgang entgegen eilt, das Interesse des Lesers in desto höhere Spannung versetzt, ist in diesem Hefte zum Abschluß gebracht. J. G. Kohl hat mit seinem „Appenninenland und die Italiener“ ein kleines ethnographisches Meisterstück geliefert, das einen Schatz von belehrenden Winken enthält. — Gleichen Schritt mit dem Text halten, was Gebiegenheit und wahren Kunstwerth anbelangt, die beigegebenen Stahlstiche.